

**Florentin Schumacher**  
**Anschlussfehler**

1.

Am Ende stehen wir vor einem bodentiefen Fenster in der Fastenklinik Buchinger. Es riecht nach Schwimmbecken und Bierschweiß. Das kann nicht bloß der Restalkohol sein, den ich ausschwitze nach vierundzwanzig Stunden ohne feste Nahrung; faulige Ausdünstungen quellen aus meinen Poren – eine Nase voll davon hat sich vorhin die Klinikmitarbeiterin am Empfang zugewedelt wie Eltern die unterschiedlichen Duftnoten aus einer Windel. Mir ist schlecht. Von meinem Geruch und wegen zu wenig Blutzucker. Und vielleicht hält sie mich deshalb fest. Meine Mutter. Meine Hand ist in der Hand meiner Mutter, und das wäre ja schon seltsam genug.

„Gleich geht's los“, sagt sie, weil sie meistens das sagt, was man sowieso sieht. Über den Lichtern von Konstanz, auf der anderen Seeseite, schiebt sich ein dunkles Wolkenmassiv auf das Wasser hinaus und langsam auf uns zu.

„Mhmm“, sage ich und denke, dass wir so anscheinend kommunizieren.

Da zuckt ein Wetterleuchten und hält uns fest als Foto.

„Schau mal!“, sagt meine Mutter.

„Mhmm.“ Seit Jahren geht das so.

„Tust du Zitrone ins Wasser?“, fragt meine Mutter jetzt. „Trink mal bisschen Zitronensaft.“

Sie nickt über unsere Schultern zu einer Wasserkaraffe auf einem Holztischchen, in der riesige Zitronenviertel schwimmen. Daneben liegen in einer Klangschale flache, glatte Energiesteine. Oder Klangsteine in einer Energieschale, was weiß ich.

„Komm, ich hol dir mal was“, sagt meine Mutter und will mich loslassen – „MUTTER! Jetzt bleib halt hier und schau dir deine Natur an.“

In unseren Bademänteln sehen wir weiter dem aufziehenden Gewitter zu, mit Sicherheit das heftigste in diesem Sommer. Meine Brust glänzt in der Scheibe, wo der Mantel den V-Ausschnitt lässt. Der hartgewordene Stoff kratzt auf der Haut, und ich muss drandenken, wie in diesem blauroten, verwaschenen Frotteeteil, das ich jetzt trage, früher der Körper von meinem Vater steckte.

Draußen auf dem Bodensee ist kein Segel mehr zu sehen, keine kondensstreifenähnliche Heckwelle hinter einem Motorboot. Fast schwarz ist es mit einem Lilastich, dabei zeigt die Uhr im Ruhebereich gerade mal zehn nach acht. „Es ist wichtiger, den Jahren mehr Leben zu geben als dem Leben mehr Jahre“, steht da unter der Uhr und hinter dem Zitat – Curd Jürgens. Mir ist wahnsinnig schlecht. Ich muss die Augen zumachen.

Als ich sie wieder öffne, sehe ich unterhalb von uns im Klinikpark jemanden liegen. Ein halbnackter Mann liegt auf dem Rasen, Arme und Beine von sich gestreckt wie ein X, und sogar von hier oben erkenne ich diesen asketischen Männerkörper. Meine Mutter hat den Mann auf der Terrasse begrüßt, als er mit hellen Augen in die Sonne blinzelte und dünnen Tee trank, während sein Haar als ähnlich strohfarbenedes Fähnchen hinter ihm im Nachmittagswind stand. „Hallo“, sagte sie, wie sie zu jedem immer Hallo sagt. Sogar am Jungfernstieg grüßt sie die Leute. Und komischerweise grüßen fast alle nett zurück. Das tat auch der Mann auf der Terrasse, leise sagte er Hallo und lächelte. Er trug ein Leinenhemd aus einer Art Sackstoff und hatte diese Meditationsruhe.

Genau der Mann also liegt dort unten im Gras. Auch am Ende des Sommers ist der Rasen noch dicht und wie eingefettet. Die geflexten Füße zeigen zum See, dann kommt ein Turnhöschen und dann der magere Oberkörper ein Stück weiter oben, weil der Park sanft abfällt. Ein Tropfen ploppt gegen die Scheibe. Noch einer, fast horizontal läuft er über das Glas, so stark windet es. Mir wird schwindelig vom Hinschauen. Unten hantiert der Mann jetzt an einem kastenförmigen Gerät herum, daran ist eine Art zerzaustes Puschelmikrofon montiert.

„Mama. Mir ist schlecht.“

„Das sind die Giftstoffe.“ Sie fühlt meine Stirn. „Das ganze Gift muss raus. Komm, jetzt trink halt mal was.“ Ihre Hand lässt meine los.

Mir ist heiß. Dann kalt. Das Gewitterpanorama verschwimmt. Ich zittere. Atme tief und langsam durch den Mund. Denk an was Konkretes, denke ich und denke: Zitronensaft. Danke, Mama. Wie subtil. Wasser mit Zitrone trinkt man beim Fasten, wenn man stinkt. Zitronenwasser und lauter gute Gemüsesäfte, so was trinkt man beim Fasten, natürlich verdünnt, und Tee und mindestens zwei Liter Wasser am Tag, hat sie mir alles oft genug erklärt, und auch, dass es morgens für alle, die gar nicht mehr können, noch einen winzigen Löffel Honig gibt, in einem feierlichen Minutenritual wird der gelutscht. Und das ist der Fehler. Das merke ich sofort. Der Honig – die zähe Süße schmecke ich nur leicht im Mund, aber das ist das Bisschen zu viel.

Dann habe ich noch eine Sekunde, um zu denken: interessant. Seit wann folgen Wolken der Schwerkraft? Wo oben, wo unten, mache ich Handstand? Und dann kommt noch ein unendlich langer Moment, in dem ich mich wieder im Handstand sehe, geschüttelt von meiner Mutter an den Fußgelenken. Ich würge, ringe um Luft, aber das widerspenstige Ding blockierte meinen Hals, nur, weil ich wieder nicht langsamer hatte essen können und alles hinunterschlingen musste, Käse, Wurst, Gurken, und so eine ganze Gurkenscheibe steckte plötzlich in meiner Luftröhre. Das war das einzige Mal, dass ich Todesangst kriegte, wirklich Panik, dass ich sterbe, und das wusste ich in dem Augenblick, als ich die Scheibe in der Brust spürte, Mama rief, aber da kam nur Röcheln. Das war das Schlimmste, viel schlimmer als die Gurke, dass ich nichts äußern konnte. Aber meine Mutter begriff es sofort, sie sprang vom Abendessenstisch auf, riss mich hoch, umklammerte meinen Brustkorb, und als das nichts brachte, zerrte sie mich an den Füßen kopfüber in die Höhe und schüttelte mich mit irgendwelchen Kräften. Endlich fiel die nasse, unzerkaute Scheibe aus mir raus.

Wie kurz vor dem Einschlafen blendet dieses Gefühl erschöpfter Dankbarkeit dann noch über in den zweiten lebenswichtigen Handstand, den ich überhaupt nicht gemacht habe, bloß machen wollte, in der Nacht

vor der milchigen Doppeltür der Intensivstation, nachdem die Ärzte, die meinen Vater behandelten, das getan hatten, was man *die Maschinen abschalten* nennt. Und statt zu sagen: Hast du sie noch alle?, fragte meine Mutter in diesem leergeweinten Krankenhausflur ungelogen, ob sie mir hochhelfen und meine Füße festhalten soll. Da habe ich verstanden, dass sie wirklich alles für mich tun würde und dass auf dem Kopf zu stehen, wenn alles falsch war, auch wieder fast stimmte. Und damit bin ich dann wirklich weg, weil ich vor dem Klinikfenster auf die Steinfliesen knalle.

2.

Der Sommer begann in diesem Jahr noch früher als sonst. Schon im Mai hing morgens, wenn ich wach wurde, die Sonne am Himmel, und ihre Wärme auf der Haut machte nostalgisch, als sei das durchscheinende Hellblau im Fensterrahmen ein Desktop und das Gleißeln mittendrin das Windows-Logo. Weit und leer lag der Sommer vor mir wie keiner mehr seit dem Abitur. In diesem Frühjahr hatte ich die Ausbildung an einer

Journalistenschule beendet und seither wenig zu tun. Ich schlief aus, blieb nach dem Aufwachen im Bett, masturbierte und scrollte durch alte Chats oder *Spiegel Online*. Am Fenster bewegte der Wind die Vorhänge. Von draußen kam gedämpft Kindergeschrei, Papa, fang mich, du kriegst mich nicht, Papa, nein, das ist unfair, Papa! Anscheinend waren Ferien.

In der Küche machte ich Kaffee und öffnete die Wetter-App: Sonne, Sonne, Sonne. Es gab noch keinen Stuhl, auf den man sich setzen konnte, auch keinen Tisch, denn die Wohnung war erst seit Kurzem meine, die erste eigene. Eineinhalb Zimmer: ein Wohnzimmer mit Bücherregal und Schreibtisch und einem winzigen Balkon davor, der zu einem Innenhof hinausging, und, durch einen Vorhang getrennt, ein höhlenartiges Schlafzimmer, kaum größer als das Bett. Mit der Kaffeetasse legte ich mich auf das von der Vormieterin übernommene Sofa und aß aus einer Styroporbox eingedickte Essensreste vom Abend wie Paneer oder aneinanderklebende Dumplings. Manchmal sprang draußen auf den Balkontisch zum gemeinsamen Frühstück ein Eichhörnchen mit einer weißen Handschuhpfote, das ich mit Nic Nacs angefüttert hatte. Wie es die Minihände vor das Gesicht hob, hatte das Tier etwas Betendes. Rein kam es nie, auch wenn die Tür meistens offen stand, es wusste, wo seine Welt endete. In meiner Vorstellung wäre es an der Türschwelle wirklich gegen eine Weltbarriere gestoßen, angelaufen gegen eine Wand aus solider Luft, wie man sie noch aus *GTA IV* oder *Elder Scrolls V: Skyrim* kennt. Keine Ahnung, ob es wirklich nur ein Eichhörnchen war oder ich eine ganze Eichhörnchenfamilie ernährte, deren Mitglieder alle gleich aussahen.

Nach dem Frühstück duschte ich ungefähr drei Minuten warm und zehn Sekunden eiskalt. Die Zahnbürste im Mund drückte ich mir im Gesicht herum. So viel Zeit in der Sonne und an der frischen Luft hatte meine Haut verjüngt, was bedeutete, dass ich wieder Pickel bekam. Keine von den Grützbeutel, die in der Pubertät ihren Eiter gegen den Spiegel schnalzten, bloß schwarze Poren, aus denen ich mit perverser Selbstgeißelungslust Weißes quetschte. Sonst sah ich okay aus. Vielleicht eine Sieben. Mein Gesicht war wabbelig und ohne harte Kanten, aber das ließ sich mit dem Bart kaschieren. Ein größeres Problem war die Größe,

ein Meter sechundsiebzig. Auf dem Kopf wurden die Haare weniger und überall sonst mehr, und meine Nippel mochte ich nicht, seit im Schulschwimmen mal jemand gesagt hatte, sie seien riesig. Aber wie gesagt, der Rest war soweit noch okay.

An einem späten Vormittag fand ich eine Gutschrift auf dem Girokonto: +5127,84 Euro. Zahlungsabsender war eine Stiftung, die mich während der Ausbildung finanziert hatte, im Betreff stand: Nachzahlung und eine Zahlenbuchstabenkombination. Ich wollte die Verwechslung melden, mit Sicherheit wartete jemand Bedürftigeres auf sein Stipendiengeld, aber nachdem ich den Finanzstatus ein paar Mal aktualisiert hatte, war ich an den Kontostand schon so gewöhnt, dass ich fast überzeugt war, es würde wirklich alles mir gehören. Auch der Aktienmarkt lief gut. Ich konnte alles tun, den ganzen Sommer lang, was direkt in eine leichte Überforderung führte und zu Schuldgefühlen. An manchen dieser warmen Maitage fühlte sich mein Leben an wie eine beschädigte Datei, die kein installiertes Programm öffnen konnte. Das Programm gab es, da war ich sicher, aber genauso sicher war ich, dass ich den Key nicht in mir finden würde.

Amaka war die Einzige, die ich wirklich regelmäßig sah. Wir kannten uns von einer Dating-App, sie studierte Wirtschaftspsychologie und arbeitete nebenbei als Werkstudentin in der Personalentwicklung von Airbnb. Einmal die Woche schliefen wir miteinander, aber selten GV-mäßig, wir lagen da und machten es uns selbst, während wir Händchen hielten, oder ich leckte sie. „Oh my god“, sie lachte, wenn sie kam oder so tat. Danach sagten wir nichts und kuschelten, ihr ebenmäßiger Rücken an meinem haarigen Bauch und dazwischen der sommerliche Schweißfilm. Das war der beste Part von allen, aber das hätte ich ihr nie gesagt.

Für meine eigene Zukunft hatte ich wenig Ideen, dafür aber eine Tendenz, mich in Zukunftsvorstellungen an der Seite anderer hineinzusteigern. Einmal hatte ich nach einem Date mit einer estnischen Biochemikerin tagelang Trennungsbauchweh, weil wir in meinem Kopf den Teich schon ausbaggert hatten auf unserem Grundstück im Baltikum,

wo uns Mücken zerstechen und aus dem Räucherofen die Räucheraalschwaden qualmen würden und wir im Kreis unserer wunderschönen Bekannten gelegentlich den Thrill erhaltende Affären hätten. Besonders anhänglich wurde ich, wenn jemand ausstrahlte zu wissen, wohin es ging, denn wenn sie sich sicher war, dann wäre auch ich bei ihr in Sicherheit. Aber das klingt alles komplizierter, als es war. Mir ging es ja nicht schlecht, und ich hatte auch kein Recht, dass es mir schlecht ging.

Wir lagen in meinem Bett, vor dem Fenster der grau-rosa Nachthimmel, und vom Hafen klang das Tuten ein- und auslaufender Schiffe. Amaka lag hinter mir, was ich mochte und nicht mochte, weil sie dann vielleicht die Aknenarben sah. „Hey du“, flüsterte sie und küsste flüchtig mein Ohr. „Ich wollte ja vielleicht für den Master nach Berlin und hab jetzt davor ein Praktikum bekommen – nächste Woche zieh ich um.“ Ihr Atem kitzelte im Nacken. „Oh. O-kay. Ich mein – cool.“ Regungslos ließ ich mich festhalten. Abwechselnd kniff ich ein Auge zusammen, womit der hellere Schimmer auf den Hausdächern jedes Mal ein Stück nach oben in den Himmel und wieder zurück auf die Dächer sprang. „Ich sag gern Bescheid, wenn ich mal wieder hier bin.“ Aber wir wussten beide, das würde nicht passieren.

3.

In den nächsten Tagen fuhr ich oft allein an einen See und wurde langsam braun. Von Rekordsommer sprachen sie in den Nachrichten, aber Rekordsommer war ja praktisch jedes Jahr. Die Sonne und der Wind trockneten die Wassertropfen auf der Haut, die Mittagshitze schläferete mich ein, und wenn ich am Nachmittag aufwachte, war mein Körper sonnengewärmt und alles unbeschwerter. Die Farben erschienen satter, als sei die Szene gerade erst entstanden. Nach dem Aufwachen Pommes, später ein Beck's mit Wasserfilm auf dem Flaschengrün: Die Tage verliefen ineinander, ohne dass es mich störte.

Immer weiter bewegte sich der Sommer, der ja gerade erst begann, auf meine persönlichen Jahrestage zu, ein Countdown, von dem nur ich zu jeder Zeit wusste, wo er momentan stand. Zuerst käme der sechzigste Geburtstag meines Vaters, am 22. August, und genau einen Monat danach würde ich fünfundzwanzig werden. Zwischen seinem und meinem Geburtstag stand, für immer fett gedruckt in jedem Kalender, der 2. September – oder doch der 3.? –, mit Sicherheit kann bis heute niemand wissen, an welchem Tag mein Vater gestorben ist. Zehn Jahre wäre das her in diesem vor mir klaffenden Sommer – und spätestens danach sollte



man selbst das schlimmste Ereignis mal hinter sich gelassen haben, dachte ich. Dabei war es ja nicht mal bloß schlimm gewesen.

Die Präsenz der näher rückenden Jahrestage, oder vielleicht nur ein schlechter Traum, muss dafür gesorgt haben, dass ich nach einem verdösten Spätnachmittag auf dem Badehandtuch aufwachte und einen Augenblick in die tiefer stehende Sonne blinzelte, als müsste sich ein trüber Geschmack erst vollends ausbreiten. Ich hätte heulen können. Mein Magen zog sich zusammen, als ob etwas passiert sei, aber der Kopf noch nicht realisiert hatte, was. Dann traf mich die volle Bestürzung und ein Bruchteil danach die Erkenntnis. Ich hatte Angst – panische Angst, mich dem Leben genauso zu entziehen wie mein Vater, ohne dem Eigentlichen je näherzukommen oder auch nur herauszufinden, was es sein könnte. Nichts hatte er aus sich gemacht. Nicht bloß in meinem Leben war er meistens abwesend, auch in seinem eigenen fehlte etwas, ein Teil von ihm war überhaupt nicht da. Es war dieses Fehlen von etwas Wesentlichem, das mich schon früh ermahnt hatte, das zu tun, was mein Vater nicht getan hatte, doch erst mit seinem Tod wurde daraus ein Pakt zwischen uns, dass ich nicht bloß mich, sondern uns beide auslebte. Blödes Dilemma daran: Auf diese Weise würde ich ein genauso pflichtschuldiger Sohn bleiben wie er.

Aber seine Gefallsucht und seinen kleinbürgerlichen Aufstieg-durch-Leistung-Antrieb, auch die hatte er mir weitergegeben, und das bedeutete dann halt doch immer wieder, dass ich zu Sicherheitsmaßnahmen neigte und nie ganz das tat, was ich eigentlich wollte. Ich hatte schreiben wollen – und mich an einer Journalistenschule beworben, weil man vom Schreiben ja irgendwie leben musste. Jetzt käme als nächste Station im besten Fall ein halbfester Redaktionsjob, ohne dass ich mich je gefragt hatte, ob ich diesen Job überhaupt mochte.

Auf einmal war es so, wie wenn man tage- und wochenlang selbstverständlich seine Umgebung wahrnimmt, bis man plötzlich merkt, dass man die ganze Zeit ja auch noch seine eigene Nase im Blickfeld hat, und ab da gelingt es nicht mehr, sie zu übersehen. Ich versuchte, mich auf das Gekreische am Ufer zu konzentrieren, auf den Geruch der

Sonnencreme auf meiner Haut, auf den kalkweißen Vater, der einen Kinderwagen hinter sich durch den Sand zerrte und sein Kind, das nackt war bis auf eine Käppi mit Schirmen vorn und hinten im Nacken, etwas zu fest an der Hand hielt. Doch ich konnte nur immerzu daran denken: So darf es nicht weitergehen. Bald war ich fünfundzwanzig und damit halb so alt wie mein Vater bei seinem Tod. Womöglich war die Hälfte fast schon rum. Ich würde nicht einfach Jahr für Jahr an mir vorbeiziehen lassen; nein, und wenn es bloß das wäre, in dieser einen Hinsicht würde ich nicht werden wie er.

Ich hörte lautes Pochen. Als ich mich umsah, wurde mir klar, dass es mein eigener Herzschlag war, der mir in den Ohren dröhnte. Neben mir standen zwei hochgeschossene Teenager von ihren Handtüchern auf, ein paar Sekunden starrte ich ihnen hinterher, wie sie so tapsig zum See gingen, als hätten sie sich noch nicht an ihre Körper gewöhnt. Dann drückte auch ich mich hoch und ging ihnen nach ins Wasser.

Auf dem Heimweg, schwitzend in der aufgeheizten S-Bahn, zoomten meine Finger am fettfleckigen Handydisplay in den Maps-Ausschnitt der Pforzheimer Fußgängerzone und verschoben ihn zu der Stelle, wo seine Kanzlei gewesen sein musste. Heute war dort ein Kosmetikstudio.

Zu Hause machte ich mir einen Gin Tonic mit einer Gurkenscheibe und klackernden Eiswürfeln. Aus dem untersten Regalfach zog ich eine Plastiktüte hervor und stellte sie auf den Couchtisch. Es war nicht viel darin: ein klebriger schwarzer Parfumflakon, ein Briefmarkenalbum, ein paar Klarsichthüllen mit Briefen und Unterlagen aus der Kanzlei, ein anderes, in rotes Leder eingebundenes Album, auf dessen Cover die Buchstaben C RA golden schimmerten, ein DIN-A4-Umschlag mit dem Städtischen Klinikum Pforzheim als Absenderin, seine Uhr, deren viel zu weites Armband nicht mehr nach ihm, seinen fleischigen Handgelenken roch, sondern bloß noch nach Leder, lose dazwischen ein Foto.

Es war das letzte Foto von uns beiden. Das Hochglanzpapier bog sich mir zwischen Daumen und Ringfinger entgegen. Im Hintergrund ein an die Wand geschobenes Handballtor, davor dunkle Jacketts, Blumenkleider und vom Kauen verzerrte Gesichter. Ganz vorn: wir zwei. Mein Vater in

seinem abstrusen, senfgelben Anzug – Gott, wie peinlich war er mir da gewesen, doch inzwischen, stellte ich fest, imponierte mir so viel Normabweichung sogar ein bisschen –, sein knallroter Kopf und die glänzende, kahle Stirn; mit einer Patschehand schirmt er die empfindlichen Augen gegen den Blitz ab, die andere, in der Bewegung verwischte Hand führt ein Glas Cola zum Mund. Daneben steht auch vor mir ein Cola-Glas, aber mit Tomatensaft gefüllt. Meine Haut ist sanft gebräunt, vom Fußballplatz und vom Freibad, jedenfalls der eine spinnendünne Arm von mir, den man sieht. Am Oberarm schaut ein hellerer Streifen unter meinem kurzen Hemdsärmel hervor, als seien die Gliedmaßen erst gerade wieder ein Stückchen rausgewachsen. Über den anderen Arm und meinen Kopf habe ich mir einen beigen Schal meiner Mutter geworfen, in fast demselben Farbton wie meine Haut.

Ich versteckt unter dem Schal, mein Vater mit der Hand vor seinen Augen – beide hatten wir einen der Kindertricks angewandt, um unsichtbar zu werden.

Warum musste er mich auch so blamieren. Dieser Anzug. Seine Rührung, wenn es um besondere Ereignisse im Leben seiner Kinder ging wie Einschulung und Abiball, genau entgegengesetzt zur Nullteilnahme an den dreizehn Jahren Schulalltag dazwischen. Er wusste ja selbst, dass er mir peinlich war – normal in dem Alter, das hatte er mal gesagt, als wir in seinem zugemüllten Mercedes saßen, ein Stoß Akten zwischen meinen Turnschuhen im Fußraum, Kassenzettel, Münzen und das Knisterpapier aufgegessener Schokolade auf der Mittelkonsole, hinten am Haltegriff Hemden zum Auslüften. Normal, dass man sich während der Pubertät für den eigenen Vater schämt, das hätten ihm auch seine Freunde bestätigt. Womit er ja auch sagte, dass ihn mein Verhalten so verunsichert haben musste, dass er einem seiner wenigen Freunde davon erzählt hatte.

Mittelfinger der Schicksalsfee. Dass er in dem Moment starb, als er mich gerade langsam zu interessieren begann. Fünfzig war mein Vater da, ich fünfzehn. Mein Kaumvater, dessen Nebenrolle mir endlich halbwegs

akzeptabel vorkam, dieser Mann brachte in genau dem Moment den Wahnsinnsmove, plötzlich und für immer weg zu sein.

Das gab ihm schlagartig eine Präsenz, die er im Leben nicht gehabt hatte. Auf einmal wurde er der Held jeder Serie; ihn sah ich in Walter White, der sich für seine Familie zerstörte und seine Familie, am allermeisten aber in Tony Soprano, dessen stolzer Bauch einem selbst über den Bildschirm zu nahe kam und der immer wieder in umso tiefere Zerknirschtheit fiel, je genüsslicher er die eigenen Exzesse auskostete. Am Abend meiner Abifeier, zu der mein Vater nicht mehr kam, war er da und natürlich an allen Geburtstagen; ein unbedachtes Wort, und plötzlich taucht er bei einem Date auf, guten Abend, angenehm die Dame, ich bin der Vater, Alter, PAPA, aber er bleibt da, hört zu, wenn es um Elternberufe geht oder Scheidungskinder oder nur um ein Pro-Contra duschen vs. baden. Er ist da, juckend wie ein angeklebter Sigmund-Freud-Bart, sorry but not sorry: Mein Sohn, ich bin bei dir.